



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Neue Romane und Novellen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

hessischen Stände im Bunde mit dem (berühmten) Fürstbischof Julius Echter von Würzburg den Abt von Fulda vertrieben haben. Im vorletzten Kapitel werden einige Charakterbilder deutscher Jesuiten gezeichnet, im letzten (dreiundzwanzigsten) Urteile protestantischer und katholischer Zeitgenossen über den Orden zusammengestellt.

C. Jentsch



Neue Romane und Novellen

Von Heinrich Spiero



ine Reihe von großen und zum Teil durchaus verdienten Erfolgen hat in den letzten Jahren den deutschen Roman noch mehr in den Vordergrund literarischer Beachtung und Bewertung geschoben, und zwar auch bei dem Publikum, das mit Unrecht auf diese Gattung des Schrifttums herabsah und herabschauen zu müssen glaubte, weil das, was die Welle früher nach oben trug, wirklich nur immer leicht wie Kork war. Nicht Wilhelm Raabe oder Gottfried Keller genossen in den Jahren ihrer frischen Kraft die Erfolge, sondern leichte Unterhaltungsschriftsteller, die selbst Friedrich Spielhagen und Paul Heyse in der Gunst der breiten Menge weit hinter sich ließen. Nur so ja konnte das ungeheure Mißverständnis entstehen, aus dem heraus beim Beginn der letzten literarischen Revolution man dem Publikum einreden wollte, daß die damals lebendige deutsche Literatur aus Dahn, Ebers, Baumbach, Bodenstedt, Lindau usw. bestünde, während doch Meister wie Raabe, Keller, Heyse, den man freilich nicht gelten lassen wollte, Meyer, Storm, Freytag lebten und zum größten Teil noch schufen, mindestens aber den Anspruch erheben durften, neben der Literatur des Tags und des Jahrs ganz anders zu Worte zu kommen als bis dahin. Fontane, der jetzt seinen jugendlichen Altersstil fand, wurde von den Jungen auf den Schild gehoben. Aber andre, und vor allem Raabe, sind erst am Ende der Bewegung nach vorn gekommen und wirkten nun freilich um so stärker.

Wo stehn wir denn nun heute? Ich habe vorher von zum Teil verdienten Romanerfolgen gesprochen. Ich leugne also nicht, daß viele der seit zehn Jahren in großen Auflagen verbreiteten Romane ihres Rufes wohl wert sind. Es ist höchst erfreulich, daß Bücher wie der kraftvolle „Büttnerbauer“ von Wilhelm von Polenz, Omptedas tapfere Adelsromane, Thomas Manns feine „Buddenbrocks“, Hermann Hesses heitler und lyrisch zarter „Peter Camenzind“, Trenssens starker „Sörn Uhl“ oder seine jugendfrischen „Drei Getreuen“, Otto Ernsts schlicht erzählter „Asmus Semper“ weithin gelesen werden.

Aber das Verhältnis, das zum Beispiel zwischen der Verbreitung des „Tagebuchs einer Verlorenen“ und Wilhelm Specks „Zwei Seelen“ obwaltet, zeugt nicht für eine Erhöhung des Durchschnittsniveaus. Ein Publikum, das „Hilligenlei“ immer noch binnen wenigen Jahren fünfmal so hoch bewertet als

Raabes doch wirklich nicht schwer zugänglichen „Hungerpastor“ (von den großen andern Romanen schweige ich schon) binnen ebensoviel Jahrzehnten, wird sich nicht über die Generation stellen dürfen, die einst die wesentlich ungefährlichere Marlitt verschlang.

Und trotz alledem ist nicht nur eine Hebung des Interesses für den Roman, sondern auch eine Hebung seines durchschnittlichen Stils zu verzeichnen. Auch der bloße Unterhaltungsroman ist zweifellos viel besser geworden, als er war, und zum Beispiel ein Buch wie „Eine von zuvielen“ von Liesbet Dill (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) wäre früher weit mehr aufgefallen, während es heute im Strome mitgeht. Die Geschichte der armen Offiziers-tochter, die nichts gelernt hat und sich nun traurig genug als Gesellschafterin durchs Leben stößt, wird mit der an Liesbet Dill bekannten Kunst guter Charakteristik der Personen und des Milieus erzählt. Freilich gelingt es ihr nie, sich mit ihrem Stoff aufzuschwingen und ihn über den auf die Dauer kleinlich wirkenden Druck durch eine weitere Perspektive zu erheben. Wir bekommen schließlich die Neigung, nicht mehr Geschick und Milieu als lastend zu empfinden, sondern geraten in eine recht kriegerische Stimmung gegen die Heldin des Buchs hinein, deren Misere (das ist das rechte Wort) denn doch oft genug durch ein Wort zu beenden wäre. Das Buch ist ohne innere Notwendigkeit und könnte im Grunde schon viel früher schließen, als es geschieht, ebenso freilich auch in gleicher Weise noch eine Weile fortgeführt werden. Dasselbe Thema behandelt, und zwar mit dem Wunsch, es mit sozialen Ideen allgemeingiltiger hinauszuführen, Bernhard von Burgdorff in dem Roman „Wir alten Familien“ (Dresden, Heinrich Minden); ihm aber haftet noch eine gewisse dilettantische Ungelenkheit der Sprache an, die sein Buch ungleich gestaltet und es hinter dem Gewollten zurückbleiben läßt.

Abeline Gräfin zu Rantzau hat denselben sozialen Reformeifer wie Burgdorff, aber zugleich ein ganz andres Temperament, sehr viel mehr Dichtergaben und einen schärfern Blick für die Darstellung des einzelnen Menschen. Ihr Roman „Hans Kamp“ (Berlin, Martin Warneck) ist noch in den meisten Dingen ganz anfängerhaft, Typen werden unverbunden nebeneinander gestellt, die Umgebungen stark nach der Schablone gezeichnet. Aber hier freilich auch schon steckt viel leidenschaftliches Temperament, das dann in dem neuen Roman „Ein unmöglicher Mensch“ (ebenfalls bei Warneck) lodern emporschlägt. Diese Gräfin Sibylle, die eine soziale Reformatorin ist und ihren Gatten wie ihren Sohn zu gleicher Gesinnung erzieht, ist eine imposante Gestalt, ein menschlich und künstlerisch gleich durchgearbeiteter Charakter, an dem kaum hier und da etwas fehlt. Man braucht sich nicht nur an dem hohen sittlichen Idealismus dieses durch und durch christlichen Buches zu erfreuen, sondern man empfindet diese starke und leuchtende Gesinnung als etwas nicht aufgepropftes oder tendenziös hineingebrachtes, sondern als einen Lebensstrom, der aus der Schriftstellerin in ihre Heldin übergegangen ist. Die sittliche Revolution, die Sibylle erhofft,

und die ihr Sohn unblutig zum Ziele führt, ist nichts Abstraktes, was besser in einer Broschüre behandelt würde als in einem Roman, ein Gefühl, das nur zu leicht bei der Gestaltung solcher Probleme gerade den anspruchsvollen Leser befällt und verstimmt. So wie Gräfin Sibylle ihre leidenschaftlichen Gedanken auf jedem Punkt, ob auch nicht immer gleich glücklich, in praktische Taten umsetzt, so erwächst ihrer Darstellerin immer Handlung aus der Idee. Mängel hat das Buch noch eine ganze Zahl, aber es ist eins von denen, die man mit ihren Mängeln lieben kann, und von denen man sich Nachfolger verspricht, die den Vorgänger noch weit hinter sich lassen.

Wie aus einer andern Welt ertönt nach diesem Buch die Stimme von Helene Böhlau in ihrem neuen Werk „Das Haus zur Flamme“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.). Helene Böhlau möchte so gern Seele und Leben zeigen und gibt doch immer wieder nur „Geist“ und Literatur, sodaß man schier daran zweifeln möchte, die Erzählerin der Ratsmädelgeschichten vor sich zu haben. Alles wirkt konstruiert und gequält. Es sind aparte Menschen in dem Buch, aber Menschen mit einer gesuchten Apartheit, die uns nicht warmblütig begrüßen, und die doch auf der andern Seite zu deutlich gezeichnet sind, daß sie etwa nur als gewollte Symbole wirken könnten. Wo Helene Böhlau schöne und warme Menschlichkeit geben will, bleibt ein gespreiztes Schöntun übrig, das nicht erwärmt, und von dem wir uns schließlich gelangweilt abwenden.

Georg von Dmpteda, der in den letzten Jahren in etwas flaches Fahrwasser geraten war, ist nun wieder auf anderm Wege. Wie schon früher hin und wieder, bemüht er sich nicht, breite Gemälde hinzustellen, sondern eine Seele zu malen, einen starken Vorgang in seinen psychologischen Konsequenzen wiederzugeben. Der Roman heißt „Wie am ersten Tag“ (Berlin, Egon Fleischel u. Co.) und führt einen Bildhauer vor, der ein schönes Mädchen geheiratet hat und sie als „selbstverständliche Schönheit“ modelliert. Als das Bildwerk fertig ist, kann er sich in rasender Eiferjucht nicht entschließen, es zu verkaufen, ja es auch nur jemand zu zeigen. Aber weil er, ein Talent von starkem Eigenwillen, auch nicht zu ändern, mindern Werken die Kraft findet, gerät das Ehepaar in immer bitterere Not. Überreizt und gequält, begeht der Bildhauer schließlich einen Totschlag an einem frühern Freunde. Er kann die Schuld, die nicht entdeckt wird, nicht verschwiegen weiter tragen und gesteht alles seiner Frau, deren Liebe, trotz allem warm wie am ersten Tag, ihm den Weg zum Gericht auferlegt, aber an das Ende seiner Strafe die Rückkehr zu der geduldig harrenden Gefährtin stellt. Kein sehr starkes, aber ein ernstes, knappes, nachdenkliches Buch.

Fast dasselbe, nur ohne das Kennwort der Knappheit läßt sich von Ernst Zahns Roman „Lukas Hochstrafers Haus“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) sagen. Mit feiner Seelenkunde zeichnet Zahn den Bauern Lukas Hochstraffer, dem nach dem Tode der Frau das bisher so festgefügte Gebäude der Familie auseinanderzugehen droht, und der es nun mit der Stärke des

gereiften Mannes so wieder zusammenfügt, daß jedes widerstrebende Glied am Ende in ihm nicht den Bezwingen, sondern den Meister ehrt. Nur eben etwas zu breit ist das Ganze angelegt, und die Gefahr, daß das Interesse einmal abflaut, ist vorhanden. Man liest ja nichts von Ernst Zahn ohne Gewinn und wird auch dieses Buch mit seiner aus dem Menschen herauswachsenden sittlich pädagogischen Tendenz nicht unbereichert aus der Hand legen, wenn auch die künstlerische Freude daran nicht so rein ist wie an Zahns letzten Novellen.

Ein ganz köstliches kleines Buch sind „Die Mädchenfeinde“ von Karl Spitteler (Zena, Eugen Diederichs). Spitteler ist immer im eigentlichen und besten Sinne des Wortes originell. Hier hat aber die Originalität seines Stils und seiner mit Humor erfüllten Form einen ganz besonders schalkhaften Reiz, der den Dichter von einer neuen Seite zeigt. Die Geschlossenheit der Komposition, die Spitteler immer wieder anstrebt und erreicht, ergibt in dem kleinen Rahmen einen vollen Blick in eine Kinderseele, die auf einer kurzen Reise alles durchlebt und erlebt, was ein empfindliches und empfängliches Kinderherz nur erfahren kann. Das Buch ist vor siebzehn Jahren geschrieben und jetzt umgearbeitet worden, wirkt aber vollkommen frisch, wie denn alle Spittelerschen Schöpfungen immer wieder als etwas Neues wirken und bei der ganz einsamen Stellung des großen Dichters auch künftig wirken werden.

Spittelers Altersgenosse Ernst von Wildenbruch hat einen neuen Roman „Lufrezia“ (Berlin, G. Grote) geschrieben, der sich in der völligen Geschlossenheit des Aufbaues wohl zu Spittelers Art gesellen mag. Damit aber wäre das beiden Dichtern Gemeinsame erschöpft, denn Spittelers langsam steigende und fallende Handlung hat nichts gemein mit Wildenbruchs ungestüm zum Ziele fliegender Gestaltung. Das schafft Wildenbruch vielleicht den Vorteil, daß man ihm nicht so genau auf die Finger paßt, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, wie Spitteler. Bei dem Schweizer würden wirs haarscharf empfinden, wenn irgendwo psychologisch irgend etwas nicht stimmte — es stimmt aber immer. Bei dem Märker trägt uns die rasende Flugkraft über bedenkliche Lücken und Verbindungen hinweg, ehe wir noch aufatmen konnten. So auch in dieser Geschichte von der armen und reichen Lufrezia Mergentheimer. Ich glaube nicht, daß es auch dem ruhigsten Leser möglich sein wird, das schöne Buch an irgendeiner Stelle aus der Hand zu legen. Mit unentrinnbar festhaltendem Griff zieht der Dichter uns nach und läßt uns gar nicht Zeit, nach Ziel und Weg zu fragen. Über Beklemmungen hinweg führt die wogende Erzählergabe, über bedrückende und angsterregende Augenblicke die immer wieder durchbrechende prachtvolle menschliche Echtheit und Reinheit dieses Dichters. „Lufrezia“ ist durchaus nur ein Buch für ganz reife Menschen, wie es alle Novellen und Romane Wildenbruchs sind. Der Mann, den die Ewigzeitgemäßen nie umhin können als Hofdichter zu apostrophieren, ist in Wahrheit einer, dem nichts Menschliches fremd blieb. Stets aber führt

er seine Schicksale hinaus in jene die Zeiten überleuchtende Welterbarmung, die Goethes Bajaderengebicht zu immer frischer Wirksamkeit verklärt.

Auch Joseph Lauff soll ja ein Hofdichter sein und wird, ohne daß man ihn im übrigen etwa an Wildenbruch messen darf, mit gleichem Recht wie dieser jene Bezeichnung ablehnen dürfen. Weil Lauff dem großen Publikum erst dadurch bekannt wurde, daß ein schwaches Drama des Verfassers guter und starker Epen die Aufmerksamkeit des Kaisers erregt hat, ist Lauff doch lange noch kein Hofdichter, und am wenigsten das, was die demokratische Presse unter dieser Bezeichnung versteht. In letzter Zeit hat er eine Reihe von Romanen geschrieben, die bei vielen schönen Einzelheiten, insbesondre in der Charakteristik des niederrheinischen Landes und Volkes, zu sehr im Detail verschwammen und so keinen kräftigen Eindruck hinterließen. Zu diesem Mangel gesellt sich in dem neuen Buch, „Die Tanzmamsell“ (Berlin, G. Grote), noch ein zweiter und sehr wesentlicher, nämlich eine Tendenz, die so stark aufgetragen wird, daß sie fast karikierend wirkt. Das Buch spielt während des Kulturkampfes, und zwar in einem ultramontanen niederrheinischen Städtchen, dessen Bevölkerung die erhitzten Gefühle der streiterfüllten Zeit an den wenigen Gegnern in Ernst und Scherz ausläßt. Ich bin nicht prüde und lache sehr gern, aber die Drahtigkeit der Scherze in diesem Buche häuft sich denn doch bis über das Maß des künstlerisch Zulässigen. Ich bin natürlich gegen jeden Ultramontanismus, aber ich empfinde vor diesem Buch, daß es denn doch heißt, den Teufel mit Beelzebub austreiben, wenn man in einem Kunstwerk die Tendenz bei der Schilderung der einzelnen Gestalten dermaßen ins Kraffe übertreibt wie hier. Ich habe ähnliches in den Grenzboten vom 22. November 1906 schon gelegentlich eines andern Buches ausgesprochen und finde gleichermaßen den künstlerischen Takt wie die Lebenswahrhaftigkeit durch die Art der Lauff'schen Erzählung verletzt.

Zum Schluß seien noch zwei anspruchslose Sammlungen von Erzählungen angezeigt. Heinrich Sohnrey gibt in dem Buch „Robinson in der Lindenhütte“ (Berlin, Warneck) eine Reihe einfacher Geschichten, ein rechtes Hausbuch zum Vorlesen bei der Lampe, behaglich hingeschrieben und behaglich wieder zu genießen. Eduard Engel versammelt in dem Bande „Paraskewula und andere Novellen“ (Stuttgart, Cotta) eine Anzahl von Erzählungen, die sich gut lesen, und ohne höhere Ansprüche zu machen, das einfache Bedürfnis einer geschmackvollen Unterhaltungslektüre (von der letzten Novelle abgesehen) befriedigen. Wenn Engel, wie er in seiner Literaturgeschichte von sich sagt, keinen höhern Ehrgeiz hat, als den zu erzählen, so wird man diese nicht neuen, sondern nur in neues Gewand gebundenen Novellen gern hinnehmen.

Wo wir stehn — die Frage warf ich vorhin auf und versuchte sie mit Rücksicht auf den Geschmack des Publikums zu beantworten. Ihr nun auch die Antwort zu finden für den Stand unsrer erzählenden Literatur — dazu bietet diese Betrachtung der Werke, die der Zufall gemeinsamen Erscheinens

dem Kritiker auf den Tisch wirft, nicht den rechten Anlaß. Immerhin lehrt auch eine solche Übersicht, wenn man Lyrik und Erzählung zusammenhält, daß immer noch unser geistiges Leben farbenreich, von Einseitigkeit weit entfernt ist, und daß neben den starken und feinen auch schwächere Individualitäten abliegende, eigne Pfade zu gehn bemüht sind. Und das wäre denn schon immer auf die Gewinnseite zu buchen.



Skizzen und Bilder aus dem westfälischen Industriegebiete

1. Die beiden Mallinghof



In einem kleinen Dorfe des westfälischen Industriegebiets, ein wenig abseits von der Straße, steht ein altes Bauerngehöft. Ein „Großer“ wohnt dort. Niemand nennt ihn mit seinem eigentlichen Zunamen. „Große-Mallinghof“ heißt der Bauer im Volksmunde. Stattlich ist sein Hof. Stattlich ist auch sein Besitzer, eine hohe, derbe Bauerngestalt mit eckigen Gesichtformen, etwas ungeschlacht, ein echter Abkömmling des westfälischen Volksschlags. Er hat bei der Kavallerie gedient. Jeder Bauernsohn, der etwas auf sich hält, hat den Ehrgeiz, zu Pferde zu dienen. Ich sehe ihn öfter auf seinem kräftigen Ackerpferde in die Stadt reiten, eine prachtvolle Erscheinung. Dann richtet sich sein langer Körper straff auf. Wie sich die Beine dem Pferdeleibe anschmiegen, scheinen sie erst recht ihre Bestimmung zu erfüllen. Nichts Unebenes ist dann mehr an dieser Gestalt, alles Kraft, Sicherheit, Schönheit. Es ist, als ob Reiter und Roß zusammengehörten. Ich habe ihm oft bewundernd nachgeschaut, wenn er an mir vorüberbrauste.

Im Verkehr ist er leicht etwas grob und hält mit seiner Meinung nicht zurück. Aber kleinlich fand ich ihn selten. Den Bauernstolz verleugnet er nie. Bei aller Gutmütigkeit fehlt ihm nicht eine natürliche Schlaueheit.

Seine Frau, eine Bauerntochter aus der Umgegend, ist von derselben westfälischen Art. Trotz ihrer Jugend — sie zählt noch nicht fünfundsanzig Jahre — und trotz ihrer rastlosen Tätigkeit in Haus und Hof und Feld neigt sie schon etwas zur Fülle. Sie ist freundlich, aber zurückhaltend, fast verschlossen, wenn das Gespräch auf persönliche Angelegenheiten kommt.

Auf dem Hofe leben die alten Eltern. Der Vater achtzigjährig. Er hat sich auf das Altenteil zurückgezogen, aber nicht, was die Arbeit betrifft. Vom Morgen bis zum Abend ist er tätig, bald auf dem Hofe, bald auf dem Felde, hier einen Baum ausbessernd, dort eine Hecke schierend. Seine Zeitung liest er eifrig und urteilt nicht minder scharf als der Sohn über die Zeitereignisse. Seine Augen sind kaum getrübt, nur das Gehör hat etwas gelitten. Sonst steht er noch in allem seinen Mann. „Der Vater kann mehr aushalten als ich“, pflegt der Sohn zu sagen. Auch die Mutter, eine Siebzigerin, waltet noch rüstig im Hause. Sie ist eine stille Frau, sanft und gottergeben. Der Stolz der Alten ist der dreijährige Enkelsohn. Man muß Bauernart kennen, um ihre Empfindungen dem Erben gegenüber zu verstehen.